

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 2

Artikel: Die Amerikaner sind keine Barbaren : die verkannte gemeinsame Grundlage des amerikanischen und schweizerischen Lebensstils
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070794>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

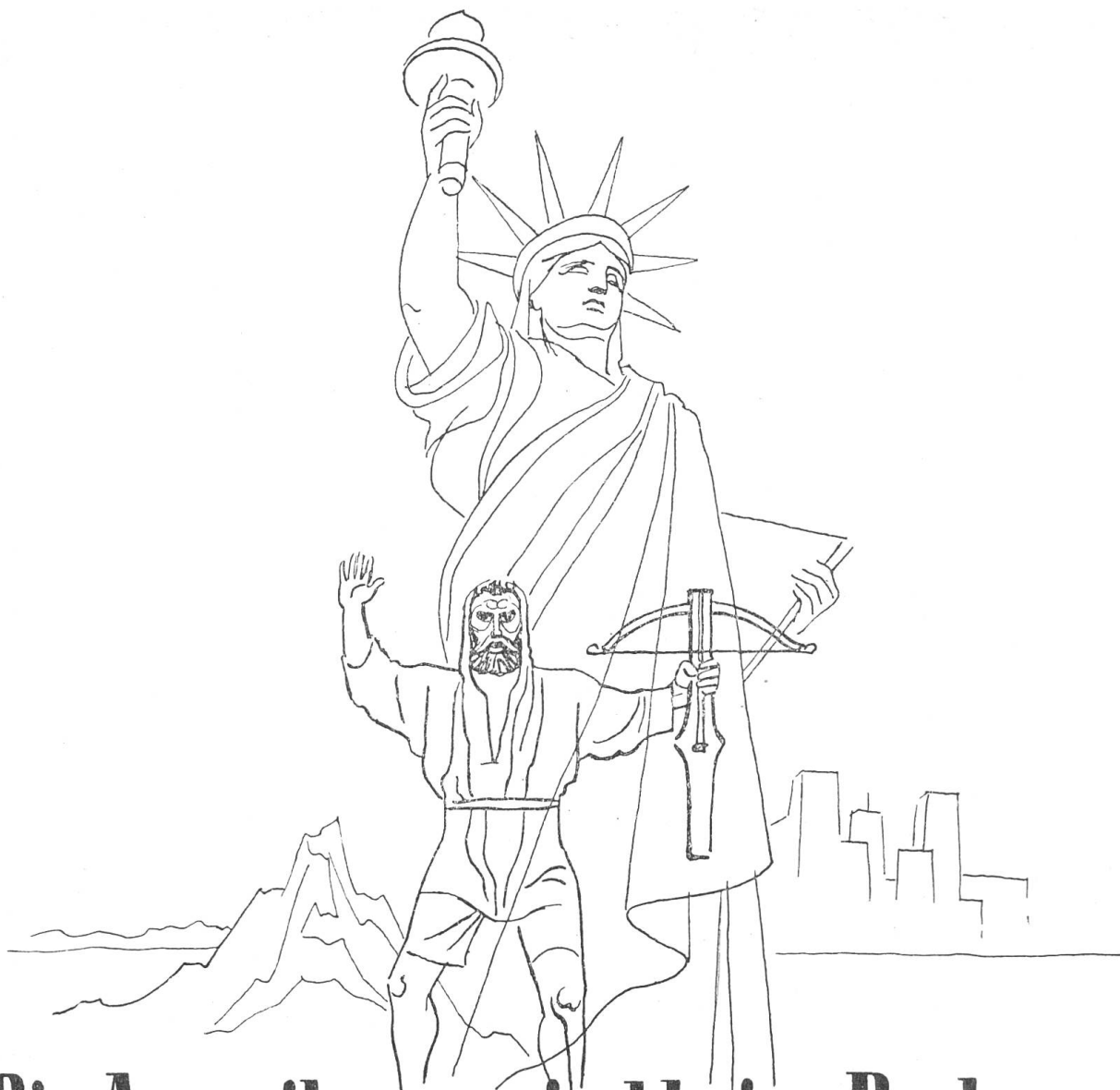
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Amerikaner sind keine Barbaren

DIE VERKANNT GEMEINSAME
GRUNDLAGE DES AMERIKANISCHEN
UND SCHWEIZERISCHEN
LEBENSSTILS

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von H. Tomamichel

Der schweizerische Industrielle, in dessen prachtvollem Privatbüro im 32. Stock eines New Yorker Wolkenkratzers ich saß, schüttelte sich vor Lachen.

«So, Sie sind gekommen, um die amerikanische Kultur zu studieren? Ausgezeichnet, hahaha! Ich weiß von der Lektüre des

„Schweizer Spiegels“ her, daß Sie sehr boshaft sein können. Aber Sie haben mit Ihrer Ironie recht. Ich bin nun seit 1942 hier und habe die Amerikaner sehr gern, aber punkto Kultur können sie uns allerdings nichts bieten.»

Diese Vorstellung vom kulturlosen Amerika findet man bei fast allen Europäern. Man fährt wohl nach den Vereinigten Staaten, um Geschäftsverbindungen anzubahnen oder aber um organisatorische und technische Lösungen zu studieren, Bildungsreisen hingegen macht man nach Griechenland, Spanien, Italien oder Frankreich.

Ich halte diese Einstellung für falsch. Mein kürzlicher dreimonatiger Aufenthalt in den USA hat bei mir die Ansicht vertieft, daß sich dort eine neue, echte Kultur gebildet hat, die in ihrer Art so großartig ist wie die bedeutend-

sten Kulturen, welche die Geschichte des Orients und Okzidents hervorgebracht hat.

Weil aber diese Kultur auf andern Grundlagen aufgebaut ist als die europäische, wird sie mißverstanden. Die meisten Europäer tragen Amerika gegenüber Scheuklappen. Es geht ihnen ähnlich wie den Römern, die von den Germanen und Kelten als Barbaren sprachen, nur weil deren Kultur anders war als ihre eigene, keine monumentale Architektur, kein einheitliches Rechtssystem und keine geschriebene Literatur kannte.

WAS IST ANDERS?

Der amerikanische Lebensstil wird von Europa im wesentlichen deshalb abgelehnt, weil er demokratisch ist. Die Amerikaner versuchen, eine Kultur zu schaffen, deren Träger nicht eine Elite, sondern das ganze Volk ist, und gerade das ist es, was die Europäer schockiert.

Gewiß, auch in Europa bekennen sich heute die meisten Völker zur demokratischen Staatsform, aber diesem verfassungsrechtlichen Oberbau fehlt meistens ein entsprechender gesellschaftlicher Unterbau. Zwar ist es nicht mehr so, wie im Frankreich des 17. Jahrhunderts, wo der Hof und die Aristokratie alles und das gewöhnliche Volk nichts bedeutete, aber immer noch gelten in Frankreich die Worte «Provinzler» oder «Bauer» als Schimpfworte. Die alte Aristokratie hat zwar ihre Schlüsselstellung verloren, aber die Schichten, die ihr in der Macht nachgefolgt sind, die reichen Leute, haben die gesellschaftlichen Lebensformen der früheren Aristokratie, vor allem das Streben nach Exklusivität, übernommen.

Ähnlich verhält es sich in vielen andern Ländern Europas. Die sogenannten «Gebildeten» sind zwar weder mächtig noch reich, aber auch sie fühlen sich als Aristokratie, als Elite.

Für einen durchschnittlichen europäischen Universitätsprofessor gibt es keine größere Beleidigung, als wenn man ihm Volkstümlichkeit vorwirft. Die Gymnasiasten und Studenten kommen zwar oft aus bescheidenen Verhältnissen, aber immer wieder macht man sie darauf aufmerksam, als zukünftige Akademiker gehörten sie einer Schicht an, die sich vom gewöhnlichen Volk unterscheidet.

Die amerikanischen Universitäten kennen diesen exklusiven Bildungsbegriff nicht. Auch

sie beschäftigen sich zwar mit der reinen Forschung. Darin sehen sie aber nur einen Teil ihrer Aufgabe. Daneben versuchen sie, auch auf unmittelbare Art der Allgemeinheit zu dienen. Gerade deshalb aber, weil sie nicht nur Vorlesungen über Philologie, Geschichte oder Philosophie veranstalten, sondern auch über Innenausstattung, Gartengestaltung, Kochen und Säuglingspflege, werden sie in Europa nicht ernst genommen.

In Tat und Wahrheit handelt es sich hier einfach um einen weiteren Kulturbegriff. Die Amerikaner verstehen unter Kultur nicht vor allem Spitzenleistungen der Wissenschaft und Kunst, sondern eine geistige Haltung in allen Lebensbezirken. Die Universitäten bemühen sich deshalb, möglichst aktiv an der Schaffung einer neuen Volkskultur mitzuwirken, ähnlich wie das in Europa im Mittelalter viele Klöster taten, die sich ja auch nicht auf die Pflege von Theologie oder Buchmalerei beschränkten, sondern Webkurse, Landwirtschaftskurse und Kochkurse veranstalteten.

Auch Pestalozzi nahm übrigens eine ähnliche Haltung ein, denn auch er sah die Aufgabe der Kultur nicht darin, Spitzenleistungen zu züchten, sondern die Kultur in die Wohnstube zu tragen.

BILDUNGSMISSIONARE

Infolge dieser andern Haltung ist in Amerika ein neuer Typ des Universitätsdozenten entstanden. Aus dem reservierten, deutschen Geheimrat, der auch den Studenten gegenüber stets eine gewisse Reserve behält, ist ein freundlicher, zugänglicher Missionar geworden. Es ist an allen amerikanischen Universitäten selbstverständlich, daß jeder Student jeden Professor jederzeit sprechen kann.

Die amerikanischen Akademiker fühlen sich nicht als Elite, die einer Masse gegenübersteht. Sie fühlen sich viel mehr als Vermittler und sind infolgedessen viel bescheidener.

Diese andere Haltung zeigt sich auf besonders anschauliche Art bei den öffentlichen Bibliotheken. Die europäischen Bibliotheken waren in der Regel ursprünglich Gründungen von Fürsten oder gelehrten Gesellschaften. Der europäische Bibliothekar betrachtet seine Hauptaufgabe trotz gelegentlicher gegenteiliger Behauptungen darin, die Bücher vor dem Publikum zu schützen, der amerikanische, Publikum und Bücher zusammenzubringen.

(Die Schweizerische Landesbibliothek ist eine löbliche Ausnahme.)

Aus diesem Grund ist es in den USA selbstverständlich, daß die Bibliotheken nicht nur über die Mittagszeit, sondern auch abends und sogar an Sonntagen offen sind.

Meistens hat man auch ungehemmten Zutritt zu den Regalen. Es herrscht nicht der enervierende Papierkrieg wie in Europa, wo man zuerst im Schweiß seines Angesichtes Formulare ausfüllen und dann lange warten muß, um schließlich zu erfahren, daß die verlangten Bücher schon ausgeliehen sind.

Gewiß, auch in Europa gibt es sogenannte Volksbibliotheken. Aber diese sind häufig von jenem eigenartigen Geist erfüllt, der bei uns meistens Volksbildungsbestrebungen begleitet. Es herrscht eine Atmosphäre wie in einer Suppenanstalt, wo wohlmeinende Angehörige der Oberschicht den breiten Massen gesunde geistige Kost vermitteln.

Wer sich dafür interessiert, wie eine Bibliothek nach amerikanischen Grundsätzen betrieben wird, sollte einmal die American Libraries, die in Zürich und Bern existieren, ansehen.

Auch die amerikanischen Museen sind nicht von der kühlen, aristokratischen Luft erfüllt wie viele europäische Museen. Selbstverständlich wird keine Eintrittsgebühr erhoben, selbstverständlich sind auch sie in jenen Stunden offen, wo das Publikum Zeit hat, d. h. außerhalb der üblichen Geschäftsstunden, und selbstverständlich ist alles so angeschrieben, daß sich auch der Laie ohne Katalog orientieren kann.

In einzelnen historischen Museen gibt es besondere Abteilungen für Kinder, wo die jugendlichen Besucher die ausgestellten Gegenstände nicht nur ansehen, sondern auch betasten, ja damit spielen dürfen.

Die amerikanischen Intellektuellen sehen ihre Hauptaufgabe darin, das Bildungsgut zu vermitteln. Viele europäische Intellektuelle aber empfinden gerade diese Forderung als Zumutung, ja sie stellen sich zwischen die Bildungsgüter und das Volk — so, wie sich die Pharisäer zwischen Gott und das Volk stellten. Sie verwenden deshalb einen Spezialjargon, eine Art Geheimsprache für die Eingeweihten.

Das europäische Publikum läßt sich diese Wichtigtuerei gefallen, ja es hat sich sogar so weit bringen lassen, daß es Schwerverständ-

lichkeit mit Tiefe und Verständlichkeit mit Oberflächlichkeit gleichsetzte.

In Amerika dulden die Studenten nicht, daß ein Dozent abliest. Man erwartet von ihm, daß er sich die Mühe nimmt, sich in freier und deshalb verständlicher Rede direkt an die Zuhörer zu wenden. Überhaupt wird jeder Redner, der sich nicht klar ausdrückt, abgelehnt.

Ähnlich ist es auf literarischem Gebiet. Das findet seinen Ausdruck im amerikanischen Journalismus. Gerade deshalb aber erhält dieser in Europa so schlechte Noten.

Auch die amerikanischen Journalisten könnten unverständlich schreiben, es wäre sogar für sie viel einfacher. Aber die kompliziert formulierten Beiträge, wie sie in europäischen Zeitungen und vor allem Zeitschriften gang und gäbe sind, sind in den Augen eines amerikanischen Journalisten nichts anderes als Rohmaterial. Nach seiner Ansicht würde es sich jetzt darum handeln, diese abstrakten Darstellungen in eine einfache, verständliche und unterhaltende Form umzugießen.

GELD UND LIEBE

Dieses Ablehnen des Snobismus, der Exklusivität gilt für alle Äußerungen des amerikanischen Lebens. In Europa gilt es für den Angehörigen einer führenden Schicht als vulgär, zu zeigen, daß man von den gleichen Triebkräften wie die große Masse gesteuert wird, von Hunger und von Liebe. Man jagt wohl dem Geld nach, aber man spricht nicht vom Geld. Es gilt als unfein, zu sagen, wieviel man verdient oder gar wieviel Vermögen man besitzt. Ja in England, wo das aristokratische Lebensideal besonders verbreitet ist, betrachtet man es sogar als ungehörig, jemanden zu fragen, welchen Beruf er habe. Der Amerikaner bejaht ungehemmt die Rolle, die er auf der Bühne des Lebens spielt. Es ist nicht so wie in Europa, wo der Ausläufer wie ein Büroangestellter, der Büroangestellte wie ein Bankier und der Bankier wie André Gide aussehen will.

Nicht nur der Wunsch, Geld zu verdienen, auch der Wunsch, in der Liebe Erfolg zu haben, wird in Amerika deutlicher gezeigt.

Überall in der Welt wollen junge Mädchen jungen Männern gefallen, aber während die Frauen bei uns dieses Bestreben verbergen, wird es in Amerika deutlich zur Schau getragen.

Das amerikanische Make-up ist ja nichts anderes als ein deutlicher Ausdruck dieses Bestrebens. Dadurch, daß ein Sekundarschulmädchen die Lippen und Fingernägel rot anstreicht, verkündet es *urbi et orbi*: «So, jetzt bin ich kein Kind mehr. Jetzt bin ich bereit, die Liebe in mein Leben treten zu lassen.» Das Make-up ist sozusagen das grüne Signal für die jungen Männer.

Auch bei den amerikanischen Studentinnen hält man nicht die Fiktion aufrecht, sie seien nur des Studiums wegen an der Universität. Auch eine konservative oder sogar religiöse Universität anerkennt den Wunsch der Studentinnen, gefallen zu wollen. Die Dekanin, die den weiblichen Studenten als Beraterin zur Verfügung steht, gibt deshalb mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der sie die jungen Frauen über Studienangelegenheiten oder weltanschauliche Probleme berät, auch Ratschläge, welche Frisur für einen Ball oder welche Art Badekleid für eine Ruderfahrt passend und erfolgversprechend sei.

Es hat mir großen Eindruck gemacht, zu sehen, wie in einem Bezirksspital, das auch Krankenschwestern ausbildet, die neueintretenden Mädchen Unterricht im Schminken und Pudern und überhaupt in der Schönheitspflege erhalten.

«Eine Frau, die den Männern nicht gefällt, kann nie glücklich sein», sagte mir die Leiterin, «und unglückliche Schwestern bringen schwieriger die Kraft für ihren schweren Beruf auf als glückliche. Außerdem ist es auch für die Patienten gesünder, eine gepflegte Krankenschwester anzusehen als eine ungepflegte.»

Natürlich gibt es auch in den Vereinigten Staaten snobistische und exklusive Kreise, man denke nur etwa an das Social Register von New York, eine Art amerikanischen Almanach de Gotha, der die 7500 Namen jener Familien enthält, die zur «Gesellschaft» gehören, und aus dem man z. B. gestrichen wird, wenn man eine Schauspielerin heiratet.

Das Leben ist nicht eine Rechnung, die aufgeht. In jedem großen Land gibt es jederzeit alles. Trotzdem ist es so, daß der Snobismus in Amerika auch bei den sogenannten schwergebildeten und schwerreichen Schichten eine Ausnahmeerscheinung ist.

Ich war einmal bei einem mehrfachen Dollar-millionär zum Nachtessen eingeladen. Er wohnte in einer jener Behausungen, die ich

bis jetzt nur aus der Literatur oder dem Film kannte: riesenhaftes, künstlich gewärmtes Schwimmbad, vier Autos, 14 Schlafzimmer, 12 Badezimmer.

Der Gastgeber hatte soeben einen neuen Sommeranzug, der aus einer Mischung von Nylon, Orlon und Dakron bestand, gekauft. Dieses Kleid stand nun während des Apéritifs durchaus im Mittelpunkt der Unterhaltung. Die Frau des Hauses sagte, noch nie habe ein Anzug ihrem Mann so gut gestanden, obschon es sich nur um Konfektion handle und er nur 63 Dollars gekostet habe.

Sofort eilte der Gatte ins Schlafzimmer, um das neue Kleid anzuziehen. Dann wurde es von den Gästen von allen Seiten bestaunt und betastet.

Dabei handelte es sich bei meinem Gastgeber nicht etwa um einen Neureichen aus dem Mittelwesten, auf dessen Farm Öl entdeckt worden war, sondern um eine Persönlichkeit, die in ihrem Beruf internationales Ansehen besitzt und die erst noch zu den Angehörigen des erwähnten Social Registers gehört.

Typisch ist übrigens auch die Sitte der Osterparade. Es ist üblich, daß alle Frauen am Ostersonntag in neuen Schuhen, einem neuen Jackettkleid und einem neuen Hut erscheinen. Ich fuhr an diesem Ostersonntag durch viele kleine Dörfer und Städte im Staate Pennsylvanien. Überall vor den Kirchen stand eine festlich gekleidete Menge. Man bewunderte und ließ sich bewundern. Ähnliche Bräuche gibt es auch in Europa, aber die haben sich nur bei den sogenannten untern Volksschichten erhalten.

Alle diese Dinge kommen etwa einem Franzosen ungeheuer barbarisch und ungeheuer naiv vor. Einem Franzosen, nicht aber einem Schweizer.

DIE GEMEINSAME GRUNDLAGE

Wenn in der Schweiz zu Ehren eines neuen amerikanischen Gesandten ein Empfang gegeben wird, so gehört es zum überlieferten Schema, daß die Redner betonen, die USA und die Schweiz seien zwar punkto Größe sehr verschieden, hätten aber das Gemeinsame, daß sie beide erfüllt seien von der Liebe zur Freiheit und vom Glauben an die Demokratie.

Niemand denkt sich viel bei diesen Reden, aber, wie das manchmal bei Festreden der

Fall ist: Sie enthalten mehr Wahrheit, als selbst jene vermuten, die sie verwenden.

Ich habe in New York einen Abend mit einem Engländer verbracht, der früher drei Jahre in der Schweiz war und jetzt seit vier Jahren in den USA weilt.

«Je länger ich hier bin», sagte mir dieser scharfe Beobachter, «desto mehr komme ich zur Überzeugung, daß die Vereinigten Staaten trotz der ähnlichen Sprache von England grundverschieden sind, viel verschiedener als von der Schweiz.»

Ich halte das für richtig. Obschon die Schweiz im Herzen Europas liegt, stehen wir in vielen Beziehungen zu diesem Europa im gleichen Gegensatz wie die Vereinigten Staaten, wenn auch diese Tatsache den allerwenigsten bewußt ist.

Die Vereinigten Staaten sind das klassische Land der geistigen Landesverteidigung. Die Amerikaner haben sich immer mehr von Europa losgelöst. Sie haben immer deutlicher erkannt, daß die höfischen und aristokratischen Lebensformen Europas nicht für sie passen. Sie haben deshalb versucht, einen neuen Lebensstil zu schaffen, der ihrer demokratischen Lebensauffassung entspricht, ein anderes Schulwesen, andere Umgangsformen.

Das ist ihnen weitgehend gelungen.

Auch die Schweiz war von jeher ein Sonderfall in Europa. Jahrhunderte lang waren wir die einzige Demokratie, umgeben von Monarchien. Auch die Schweiz hatte einen andern Kulturbegriff als ihre Nachbarländer, und es ist kein Zufall, daß man den Schweizern ihrer andersartigen Lebensformen wegen schon im Mittelalter die gleichen Vorwürfe machte wie jetzt den Amerikanern. So wie jetzt die Amerikaner bei den meisten Europäern als barbarisch und naiv gelten, so wurde auch der schweizerische Lebensstil von vielen Ausländern als barbarisch und naiv empfunden. An den Höfen des Mittelalters sprach man von «grobe, ungeschlachten Puren», und bei den deutschen Professoren des 19. Jahrhunderts galten wir im besten Fall als merkwürdiges Hirtenvölkchen, das nicht einmal imstande war, die deutsche Sprache richtig zu handhaben.

Die schweizerische Geistesgeschichte ist ein Jahrhunderte langer Kampf gegen die Überfremdung. Immer wieder kamen Zeiten, wo ausländische Lebensformen die schweizerische Eigenart zudeckten, und immer wieder brach der schweizerische Selbstbehauptungswille durch, das letztmal während des Zweiten Weltkrieges.

Aber wir hatten es viel, viel schwieriger als die Amerikaner; denn wir sind nicht ein Kontinent, der überdies von andern Kontinenten durch die Meere getrennt ist, sondern nur ein kleines Land im Herzen Europas.

Trotzdem sind wir auch heute nicht nur politisch, sondern auch kulturell etwas Eigenes, keine Italiener, Franzosen oder Deutsche — eben weil wir Demokraten sind. Tausend Dinge, die wir in den Vereinigten Staaten beobachten und die dem Europäer oder Engländer fremd und unverständlich sind, sind uns deshalb tief vertraut, ja wir erleben eine Art Déjà-vue.

NEW YORK UND LÜTZELFLÜH, DIE SCHWESTERGEMEINDEN

Das ist keine Täuschung. Das moderne amerikanische Leben ist trotz seiner Technik, trotz seiner Leuchtreklamen und Automobile eng mit dem schweizerischen Leben verwandt, vor allem mit dem Leben an jenen Orten, wo sich der demokratische Lebensstil noch in voller Deutlichkeit erhalten hat.

Die Ähnlichkeit zwischen New York und Lützel Flüh ist viel größer als zwischen New York und Paris.

Ein New Yorker Hotel ist einem Berner Landgasthof ähnlicher als einem erstklassigen Hotel in Paris.

Ein Berner Landgasthof ist heimelig. Heimelig aber heißt nichts anderes als demokratisch. Jeder Gast fühlt sich in dieser Atmosphäre sofort wohl. Es können sich keine Hotelkomplexe entwickeln.

Auch ein führender bernischer Landgasthof, wo man ißt wie der König in Frankreich, hat nicht das Kalte, Distanzierte mancher Palace-hotels, das auf viele Leute so einschüchternd wirkt.

Auch die amerikanischen Hotels erzeugen keine Komplexe. Sie sind zwar nicht gemütlich, sondern im Gegenteil sehr ungemütlich, aber sie sind durchaus nicht snobistisch.

Foto: A. Winkler
Spaziergang durch die Nacht

Stimmt die Behauptung?



Statistische Vorurteile

Von Dr. A. Schwarz

Manche verbreiteten Vorurteile sind unausrottbar. Sie sind es deswegen, weil sie sich scheinbar auf statistische Unterlagen stützen. Oft werden sie der sogenannten Moralstatistik entnommen. Man sucht aus statistischen Zahlen auf den Stand der Moral der Bevölkerung zu schließen und übersieht völlig, daß die Schlüsse aus diesen Zahlen ganz und gar unsicher sind. Aber auch die Zahlen selbst sind oft unsicher. Sind sie aber sicher, so beweisen sie gewöhnlich das Gegenteil des Behaupteten.

Der Alkoholkonsum in der Schweiz nimmt leider ständig zu.

Richtig? Falsch?

Antwort:

Um die Jahrhundertwende (im Durchschnitt der Jahre 1893—1902) trank ein Erwachsener im Jahr 136 Liter Wein, heute (im Mittel 1945—1949) 51 Liter; Bier 94 Liter, heute 47 Liter. Gebrannte Wasser mit 40 % Alkoholgehalt trank man um die Jahrhundertwende 11, heute 4 Liter. Dagegen ist im gleichen Zeitraum der Konsum an Saff (gegeremem Obstwein) von 43 auf 49 Liter gestiegen.

Falsch:

Wer 15 Dollars pro Nacht bezahlen kann, kann ohne Hemmungen im Waldorf Astoria logieren, gleichgültig, aus welchem sozialen Milieu er kommt.

Ähnlich verhält es sich mit den Häusern. Das Haus eines reichen Berner Bauern ist zwar größer und schöner als das eines armen Bäuerleins, aber beide sind vom gleichen Geist erfüllt. Sie sind nicht grundsätzlich verschieden, sie trennen nicht zwei Welten.

Wenn das arme Bäuerlein zu Geld kommt, kann es in das große Haus ziehen, und es wird sich dort gleich wohl fühlen wie vorher im kleinen.

So ist es auch in den Vereinigten Staaten. Die reichen Leute beanspruchen nicht eine grundsätzlich andere Architektur. Ihre Häuser haben zwar mehr Zimmer, ihre Küche ist mit einem größeren Kühlschrank ausgestattet, aber der Stil ist der gleiche. Er ist nie einschüchternd wie etwa die Behausungen vieler reichen Leute in Italien oder Frankreich, die in richtigen oder imitierten Palästen wohnen und auf eine Art eingerichtet sind, daß sich ein Arbeiter oder Bauer darin tatsächlich nicht wohl fühlen würde.

Im Gegensatz dazu waren in den meisten Kantonen der Schweiz auch die Häuser der reichen Bürger in demokratischem Stil erbaut. Das typische zürcherische Bürgerhaus unterschied sich nie grundsätzlich vom ländlichen Zürichseehaus. Und sogar die Möblierung war nicht sehr verschieden. Man besaß zwar mehr geschnitzte Truhen und eingelegte Buffets, aber die Möbel waren in Zürich gleicher Art wie in Meilen oder Andelfingen.

Erst die Überfremdung des 19. Jahrhunderts hat dem klassenbewußten Villenstil zum Durchbruch verholfen.

Die neuere schweizerische Architektur ist erfreulicherweise wieder zur demokratischen Ausdrucksform zurückgekehrt.

Auch in Amerika wird großer Wert auf gute Umgangsformen gelegt. Aber die guten Sitten haben nicht das Bösartig-Geheimnisvolle, wie das «savoir vivre» in Europa, wo viele der komplizierten Anstandsregeln nur dazu dienen, jenen, der sie nicht beherrscht, als Angehörigen einer untern Gesellschaftsschicht zu entlarven und lächerlich zu machen. Deshalb sind viele der europäischen Höflichkeitsformen so vielen Schweizern in der Seele zuwider. Wir haben ein anderes Ideal, wie es sich wiederum auf dem Land deutlich erhalten hat: Der wohl-

habende Bauer und der Knecht besitzen grundsätzlich die gleichen Umgangsformen, sie leben nicht in zwei Welten.

Alle Volksschichten in der Schweiz sprechen auch die gleiche Sprache, wie in Amerika und im Gegensatz zu Frankreich, Italien, Deutschland und England, wo die Angehörigen des «Volkes» schon an ihrer andern Aussprache erkennbar sind.

In Amerika sagt man sich sehr rasch die Vornamen — was ungefähr unserem «Du» entspricht. Auch hier finden wir eine Parallele zu ländlich-demokratischen Verhältnissen in unserm Land.

Sogar für den uns auf den ersten Blick fremdländisch anmutenden Cowboy-Humor gibt es eine entsprechende Erscheinung in der Schweiz, den Appenzeller Witz. In beiden Fällen sind die für ihre Schlagfertigkeit bewunderten Helden sozial gesehen bescheidene Menschen aus dem Volke.

Und wenn man sich bei uns gelegentlich über die unhöflichen Amerikaner entrüstet, die den Hut auf dem Kopf behalten, wo er nach den Regeln des guten Tons in die Hand genommen werden muß, so muß man daran erinnern, daß die demokratischen Schweizer in ihrer Glanzzeit stolz darauf waren, in Gegenwart des Königs von Frankreich den Hut auf dem Kopfe zu tragen. Ein gleiches Privileg, das auch die Granden dem spanischen König gegenüber teilten.

AMERICAN STYLE

Auch die Kleidermode ist in Amerika demokratisch. Das zurückhaltende Pariser Ideal der «Dame» wird genau so abgelehnt wie das Standesideal des «bessern Herrn».

Die Amerikanerinnen lieben das vornehme Schwarz nicht. Sie legen keinen Wert darauf, distinguert angezogen zu sein. Sie bevorzugen lebhaftere Farben. Ihre Kleidung ist nicht diskret. Dieses Mode-Ideal, das die Franzosen als unfein ablehnen, deckt sich weitgehend mit unsern schweizerischen Mode-Idealen, soweit wir nicht überfremdet sind.

Auch die über die Hosen hängenden Herrenhemden, die übrigens nur zu Hause und in den Ferien getragen werden, sind ein Ausdruck demokratischen Stilwillens. Sie sind das Gegenteil des «stiff shirt», der steifen Hemdenbrust. Die Amerikaner haben übrigens damit nur eine alte, schweizerische Tradition wieder aufgenommen, ist doch das moderne Überhemd nichts anderes als unser alt-eidgenössisches Hirtenhemd.

Es ist deshalb merkwürdig, daß gerade diese Neuschöpfung von vielen bodenständigen Eidgenossen mit besonderem Affekt verfolgt wird. Man kann ein solches Hemd schön oder häßlich finden, sicher aber muß man zugeben, daß es sich hier um eine demokratischere Mode handelt als bei den gestärkten Hemden, wie sie noch vor zwanzig Jahren bei uns üblich waren.

Arm und reich tragen in den Vereinigten Staaten bei körperlicher Arbeit die Blue Jeans, die blauen Überkleider, der Millionär, wenn er den Rasen mäht, genau wie der Automechaniker oder Bauernknecht. Auch das ist wiederum eine praktische und demokratische Neuschöpfung eines Arbeitskleides, über die wir uns eigentlich freuen sollten.

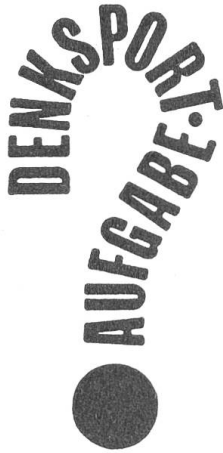
Die schöpferischen Kräfte der Amerikaner sind außerordentlich stark, und ich bin überzeugt, daß es ihnen gelingen wird, in kurzer Zeit die Fesseln der veralteten Stilformen, die

Schweizerische Anekdote

Durch die Lauben Berns sieht man zuweilen eine hochgewachsene Dame mit zwei Doggen spazieren und alle Blicke auf sich ziehen. Sie galt oder gilt noch als unsere reichste und schönste Patrizierin. Ihr gehören einige vornehme Landsitze, auch Küherberge und natürlich Stadthäuser. Es wird erzählt, daß sie einmal den Gottesdienst in der einem ihrer Schlösser benachbarten Kirche besuchte und dabei einen Bauer in dem Kirchenstuhl fand, der mit dem Wappen der Schloßherrschaft gezeichnet ist. Sie ging auf ihn zu und sagte: «Guete Ma, das isch my Platz; dihr müeßet da furt. I weiß ja scho, vor em liebe Gott sy mer alli glych — aber hie unde wei mer Oornig ha!»

E. S. in B.





Gegen keinen andern Menschen empfand König Pompos IV. von Kapautra einen derartigen Haß wie gegen seinen Vorgänger, König Pompos III. von Kapautra. Er verfügte darum, daß die Zahl Drei in seinem ganzen Reiche auf immer und ewig zu erlöschen habe. Auf Zwei sollte von nun an Vier folgen, auf 29 die Zahl 40 usw.

Frage: Welche Zahl entspricht in Kapautra unserer Zahl 33?

Die Lösung finden Sie auf Seite 66.

sich bis jetzt vor allem noch bei den Männerkleidern erhalten haben, ganz zu sprengen.

Die Kleider sind aber nur ein Beispiel für diesen neuen Lebensstil. Die Art, wie die jungen Amerikaner sich bewegen, wie sie tanzen, wie sie sprechen, hat schon jetzt etwas ausgesprochen Pittoreskes. Eine neue Volkskultur ist im Werden. Es ist schade, daß die Freunde unserer alten schweizerischen Volkskultur, etwa die Trachtenleute, nicht sehen, daß dort die gleichen Kräfte am Werk sind, die seinerzeit unsere schweizerische Volkskultur schufen, die leider immer mehr versinkt.

Die amerikanische Demokratie hat überhaupt bereits viele neue Bräuche und Sitten geschaffen, die wiederum Parallelen in der Schweiz haben. So hat z. B. der alte Kiltgang eine Auferstehung gefeiert, nur ist anstelle der Kammer des Mädchens das Auto getreten. Aber wie die Knabenschaften beim schweizerischen Kiltgang, so wacht beim amerikanischen «Dating» die Gemeinschaft der Gleichaltrigen darüber, daß die Grenzen des Anstandes nicht oder wenigstens nicht allzu oft überschritten werden. In beiden Fällen ist die gewährte Freiheit sehr groß, aber wer sie mißbraucht, setzt sich der öffentlichen Mißachtung aus.

Es ist überhaupt eine der großen Leistungen der amerikanischen Kultur, daß die Amerikaner es in den letzten dreißig Jahren fertig-

gebracht haben, die Erotik organisch in das Gesellschaftsleben einzugliedern, während bei uns dieses ganze Gebiet sich selbst überlassen wird, was zu chaotischen Zuständen führt.

STANDARDISIERUNG UND VERMASSUNG

Bei der Schaffung einer neuen demokratischen Kultur haben es die Amerikaner nicht nur deshalb leichter gehabt als wir, weil das Land viel größer, sondern auch, weil es nicht föderalistisch ist.

Das Leben in den Vereinigten Staaten ist in einem unvorstellbaren Maß standardisiert.

Mir als überzeugtem Föderalisten ist die Standardisierung in der Seele zuwider. Trotzdem ist mir bei meinem jetzigen Aufenthalt klar geworden, daß die Amerikaner nicht nur deshalb Anhänger der Standardisierung sind, weil sie wirtschaftliche Vorteile bietet, d. h. die Massenproduktion ermöglicht und deshalb das Lebensniveau hebt. Die Standardisierung begeistert die Amerikaner auch deshalb, weil sie mit ihrer Hilfe ihr demokratisches Lebensideal verwirklichen können.

Die Standardisierung ist es zum großen Teil, der es zuzuschreiben ist, daß Arme und Reiche den gleichen Lebensstil haben, die gleichen Waschmaschinen, die gleichen Autos, die gleichen Radio- und Televisionapparate, daß sie die gleiche Ice-Cream essen und den gleichen Kaffee trinken.

Sie sehen deshalb in der Standardisierung nicht eine zentralistische Gleichschaltung, sondern eine demokratische Zusammenarbeit.

Außerdem erhöht diese Standardisierung das Nationalgefühl; dieses aber ist die unerläßliche Voraussetzung zur Schaffung einer eigenen Kultur.

Wenn der Amerikaner in New York sein Coca-Cola trinkt, gibt es ihm eine tiefe Befriedigung, zu wissen, daß in der gleichen Minute Millionen in Washington, Dallas und San Franzisko das gleiche Getränk schlürfen. Coca-Cola ist für die Amerikaner eine Art nationales Symbol.

Auch die im ganzen Land gleiche Markenartikelpromaganda erfüllt nebenbei eine ähnliche Aufgabe. Jeden Tag kann man am Broadway in New York Hunderte von amerikanischen Ehepaaren sehen, welche die riesigen, beweglichen, farbigen Leuchtreklamen bewundern. Da stehen sie und halten sich an der

Hand — auch das ist übrigens ähnlich wie bei uns auf dem Land, daß sich Liebespaare nicht den Arm geben, sondern an der Hand halten — und Tränen kommen ihnen in die Augen vor Ergriffenheit beim Betrachten dieser nationalen Symbole wie Wrigley's Kaugummi oder Camel-Zigaretten. Die Gefühle eines solchen amerikanischen Paares sind ähnlich wie jene eines schweizerischen Ehepaares, welches das Alpenglühen betrachtet.

Natürlich liegt in der amerikanischen Standardisierung, die sich nicht nur auf Konsumgüter erstreckt, sondern das ganze Gehaben und Denken erfaßt, die Gefahr der Vermassung.

Die Standardisierung ist ein bequemes und wirksames Hilfsmittel bei der Schaffung einer Kultur, aber ein gefährliches. Man wird oft die Geister, die man rief, nachher nicht mehr los.

Ich halte die Gefahr der Vermassung für die Vereinigten Staaten für groß. Sie kann sich unter Umständen kulturell und vor allem politisch sehr verhängnisvoll auswirken.

Sie wird in den USA allerdings durch vier Gegenkräfte einigermaßen gebannt:

1. Durch die starke Macht der Kirche. Auch die protestantische Kirche steht dort durchaus im Zentrum des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens. Sie ist aber durchaus föderalistisch aufgebaut. Die durchschnittliche Kirchgemeinde zählt nur 400 bis 1000 Seelen, bildet also eine kleine Gemeinde innerhalb der großen Gemeinde.

2. Als Gegengewicht zur Vermassung dient die starke Betonung der Einzelpersönlichkeit. Die Kinder werden in Amerika sehr freiheitlich und unter außerordentlicher Schonung des Eigenlebens erzogen. Man gibt sich Mühe, sie unter keinen Umständen zu brechen. Diese extrem freiheitliche Erziehung ist wiederum nur deshalb möglich, weil Standardisierung und öffentliche Meinung so stark sind, daß von vornherein die nötige Korrektur erfolgt. Mit acht Jahren sind die Amerikaner sehr wild und ungezogen, bereits mit achtzehn aber sehr gesittet und konventionell.

3. Ein drittes Gegengewicht zur Standardisierung ist die starke Stellung der Frau. Frauen sind ja ihrem Wesen nach nicht standardisierbar, sondern verkörpern die untechnische, irrationale Seite des Daseins. Die Ameri-

Tusch-Geister

Von Jürg Spahr, Basel



Der zerstreute Professor – einmal anders gesehen

kanerinnen haben nun bekanntlich eine einflußreichere Stellung als ihre europäischen Schwestern.

4. Wo die Frauen stark sind, ist auch die Familie stark. Die amerikanische Familie ist durchaus nicht aufgelöst, sondern bildet in stärkerem Maße den Mittelpunkt ihrer Glieder als in den meisten europäischen Ländern.

IST ES GUT FÜR DIE SCHWEIZER?

Ich hatte in der Primarschule einen jüdischen Freund, dessen Großmutter immer dann, wenn von irgendeinem Ereignis die Rede war, die stereotype Frage stellte: «Ist es gut für die Jidden?» Mir geht es ähnlich. Auch ich interessiere mich nicht in erster Linie für die Vereinigten Staaten, sondern hauptsächlich für die Schweiz. Bei allem, was ich sah, stellte ich mir deshalb die Frage: «Was können wir von dieser großartigen Kultur, die hier im Entstehen begriffen ist, übernehmen?»

Ganz sicher müssen wir für uns die Standardisierung ablehnen. Die Schweiz ist föderalistisch — oder sie ist nicht. Unsere Leidenschaft ist die Pflege der Verschiedenheit, und daß wir es fertiggebracht haben, einen Staat zu bilden, der jeder Gruppe ihr Eigenleben garantiert und trotzdem festgefügt ist, ist unsere größte geschichtliche Leistung.

Aber trotzdem scheint es mir, lehnen wir gelegentlich die Standardisierung auch dort ab, wo sie am Platze wäre. Ich glaube, wir sollten in technischen Dingen vermehrt standardisieren und normieren, um dafür Kräfte frei zu bekommen, dort individuelle Lösungen zu wählen, wo uns wirklich an solchen gelegen ist. Es hat keinen Sinn, daß wir unsern Willen zur Diversität dadurch zum Ausdruck bringen, daß wir Schalter, Fenster, Türklinken, Wasserhähnen fabrizieren, die untereinander nicht austauschbar sind.

Auch auf kulturellem Gebiet darf die Verschiedenheit nicht zu einem Kampf aller gegen alle ausarten. Ich habe es erlebt, wie sich zwei ehrenwerte Dialektfreunde nicht mehr grüßten, weil sie sich nicht darüber einigen konnten, ob in einer bestimmten Gegend des Kantons Zürich «Pfarer» mit kurzem a oder «Pfaarer» mit langem aa dem Sprachgebrauch entspreche.

Auch was die Trachten anbetrifft, so ist es wichtiger, daß sie überhaupt erhalten bleiben, als daß jede Nuance gerettet wird.

Auch die unhistorische Lebensauffassung der Amerikaner können wir nicht übernehmen.

Natürlich ist man manchmal versucht, mit Goethe auszurufen:

*Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, der alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte!*

Natürlich ist es faszinierend, ganz von vorne anfangen zu können. Wir alle haben ja manchmal den Wunsch, es wie die Kinder zu machen, die ihren Turm aus Bauklötzchen zusammenschlagen, nur um das Spiel wieder frisch beginnen zu können.

Aber das ist nicht möglich. Die Geschichte ist gleichzeitig Fluch und Segen, aber auf jeden Fall ist sie unser Schicksal. Wir sind untrennbar mit der Vergangenheit verbunden, und wenn wir unsere Vorfahren verleugnen, so zerstören wir unsere Substanz. Das gilt für alle europäischen Völker, vor allem aber für die Schweizer.

Etwas aber können wir von den Amerikanern lernen, das ist der Mut zu eigenen Lösungen.

Die amerikanische und die schweizerische Kultur besitzen eine enge Verwandtschaft. Trotzdem können wir nur wenig, so wie es ist, übernehmen. Viele Lösungen eignen sich nicht für uns, und auch jene, die uns entsprechen, müssen an unsere Verhältnisse angepaßt werden. Die Schweiz ist immer schlecht gefahren, wenn sie ausländische Kulturformen unverändert übernommen hat.

Der amerikanische Lebensstil wäre für uns eine Gefahr, wenn wir ihn einfach kopieren würden. Er ist aber eine Verheißung, wenn wir aus ihm den Mut schöpfen, Lösungen zu finden, die unserer Eigenart entsprechen.

Vorbildlich muß uns vor allem der amerikanische Glaube an das eigene Land sein. Es ist eindrucksvoll, daß in den Vereinigten Staaten auch der ärmste Tropf diesen Glauben besitzt. Selbst der Bettler, dem Amerika mehr Steine als Brot gegeben hat, fragt den Ausländer ohne jede Ironie: «Isn't it a great country?»

Auch die Schweiz ist trotz ihrer Kleinheit ein großes Land. Auch sie hat ihre Sendung in Europa wie in der Welt. Sie kann diese aber nur erfüllen, wenn sie sich selber treu bleibt.

Amerika hat sich in den letzten Jahren selbst entdeckt. Auch die Schweizer müssen ihr Land immer wieder neu entdecken.